



Lisa Jackson

PARANOID

Weltbild

Paranoid



© Kimberly Butler

Lisa Jackson zählt zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der *New York Times*, der *USA Today* und der *Publishers Weekly* erobern. Ihre Hochspannungsthiller wurden in fünfundzwanzig Länder verkauft. Auch in Deutschland hat sie erfolgreich den Sprung unter die Top 20 der *Spiegel*-Bestsellerliste geschafft. Lisa Jackson lebt in Oregon. Mehr Infos über die Autorin und ihre Romane unter: www.lisajackson.com.

Lisa Jackson

Paranoid

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Kristina Lake-Zapp

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Paranoid* bei Kensington Publishing Corp., New York.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2019 by Lisa Jackson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by Knauer Verlag.
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Kristina Lake-Zapp
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: iStockphoto
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-473-7

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Jetzt

Patientin: »Ich sehe ihn. Ich sehe Luke. Er ist ... am Leben, und er lächelt. Er sagt – o Gott –, er sagt: ›Ich ver-gebe dir.««

Therapeut: »Wo ist er?«

Patientin: »In der großen Halle ... in der stillgelegten Fischfabrik am Wasser. Die, die auf Stützfeilern über dem Fluss errichtet ist.«

Therapeut: »Ich weiß, welche Sie meinen. Sie haben mir schon einmal davon erzählt.«

Patientin: »Sie sollte schon vor Ewigkeiten abgerissen werden.«

Therapeut: »Ich weiß. Ist sonst noch jemand dort?«

Patientin: »Ja. O ja, sicher! Wir sind alle da. Alle, die in der Nacht auch da waren ... in der Nacht, in der Luke starb.«

Therapeut: »In der Nacht, in der Sie dieses Spiel gespielt haben?«

Patientin, die Stirn in Falten gelegt, mit tonloser Stimme: »Ja ... es sollte ein Spiel sein. Wir hatten solche Pseudo-Waffen. Spielzeuge. Wir haben so getan, als würden wir einander damit erschießen.«

Therapeut: »Sie und Ihre Freunde? Konzentrieren Sie sich. Was sehen Sie?«

Patientin, den Kopf schräg gelegt, was die Falten auf ihrer Stirn noch vertieft: »Nein. Nicht alle sind Freunde. Es sind auch andere da.«

Therapeut: »Wen sehen Sie?«

Patientin: »Es ist zu dunkel. Aber sie sind da.«

Therapeut: »Gehen Sie weiter. Und jetzt? Sehen Sie sie jetzt?«

Patientin, mühsam schluckend: »Ich weiß es nicht. Aber ich glaube schon. Es ist so dunkel!«

Therapeut: »Und Sie sind ganz bestimmt in der alten Fischfabrik?«

Patientin: »Ja. Ja! Ich höre den Fluss unter mir rauschen – rieche ihn –, und ich höre die Stimme der anderen Kids, auch wenn ich nicht verstehe, was sie sagen. Es ist zu laut. Der Lärm von den Waffen, die hämmernden Schritte.«

Therapeut: »Aber Sie sehen Luke?«

Patientin: »Ja!« Die Patientin verzieht die Lippen zu einem flüchtigen Lächeln, dann: »O mein Gott! Er lebt ... er lebt!«

Therapeut: »Sprechen Sie mit ihm?«

Patientin: »Ja. Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.« Die Patientin zögert. Das Lächeln verblasst. »Aber es ist schwer, ihn zu verstehen. Die anderen Kids reden mit ihm und lachen; und immer wieder das Ploppen der Schusswaffen, das von den Wänden widerhallt. Softair-Waffen. Das Gebäude ist groß. So dunkel. So ...«

Therapeut: »So was?«

Patientin, ernüchtert, beinahe ängstlich, zögerlich: »Böse. Es ist ... es ist, als wäre da noch etwas anderes in der alten Fabrik. Etwas, das in der Dunkelheit lauert.« Die Stimme der Patientin wird zittrig. »Etwas ... Heimtückisches, Bedrohliches.« Die Patientin verfällt in Panik. Das tut sie an dieser Stelle immer. »Großer Gott!« Die Patientin wird hektisch. »Ich – wir – müssen da raus! Wir müssen abhauen! Sofort! Raus! Raus da, wir müssen uns in Sicherheit bringen!«

Therapeut, ruhig: »Es ist so weit. Sie wachen langsam wieder auf. Sie verlassen die Fischfabrik. Lassen das Gebäude und das Böse weit hinter sich.«

Patientin: »Aber Luke! Nein! Ich darf ihn nicht im Stich

lassen. O mein Gott! Jemand hat auf ihn geschossen! Er blutet! Ich muss ihn retten!«

Therapeut: »Sie kehren aus Ihrer Trance zurück.«

Patientin: »Nein! Nein! Nein! Ich kann nicht ohne ihn gehen! Ich muss ihm helfen!« Die Patientin ist außer sich vor Panik. »Hilfe! Wieso hilft denn niemand?«

Therapeut: »Sie wachen jetzt auf. Lassen die Fischfabrik hinter sich. Gehen Sie aus dem Gebäude. Sie müssen sich selbst in Sicherheit bringen. Ich zähle jetzt von drei runter ...«

Patientin, aufgelöst, verzweifelt: »Ja ... aber ... aber ich muss mich beeilen. Muss Luke da rausschaffen ...«

Therapeut: »Drei ... Sie lassen die Sea View Cannery und die Vergangenheit hinter sich.«

Patientin: »Wenn ich Luke zurücklasse, stirbt er! Noch einmal: Ich darf nicht ...«

Therapeut, mit fester Stimme: »Zwei. Sie sind fast wach.«

Patientin: »Ich ... ich muss mit ihm reden. Muss es ihm erklären.«

Therapeut: »Eins.«

Die Patientin öffnet vorsichtig die Augen und sieht sich in dem kleinen, in gedämpftes Licht getauchten Behandlungszimmer um, das heute schwach nach Jasmin duftet. Langsam normalisiert sich ihre Atmung. Sobald sie sich wieder gefangen hat, wendet sie sich dem Therapeuten zu.

Der lächelt wohlwollend und sagt leise: »Und schon sind Sie wieder zurück.«

Prolog

*Zwanzig Jahre zuvor
Mitternacht
Edgewater, Oregon*

Bist du wahnsinnig?

Die nagende Stimme in ihrem Hirn verfolgte Rachel, als sie durch das trockene Gras rannte, das durch den jahrzehntealten brüchigen Asphalt wucherte. Die Nacht war stockdunkel, nur wenn die Wolkendecke ab und an auf-riss, warf eine schmale, fahle Mondsichel ein silbriges Licht auf das Gelände der alten Fischfabrik am Fluss. Sobald der Wind nachließ, der die Wolken vor sich hertrieb, würde sich Nebel vom Wasser her ausbreiten und feuchtkalt durch die verlassen Piers und Verladeanlagen kriechen, um auch dieses leer stehende Gebäude einzuhüllen, bevor er sich weiter landeinwärts ausbreitete und die Stadt unter einer dichten Decke begrub. Nur eine einzelne Laterne spendete ein verwaschenes Licht, weshalb Rachel zweimal stolperte, bevor sie endlich den Maschendraht erreichte, der das Gelände der stillgelegten Sea View Cannery umgab.

Das kannst du doch nicht machen, Rachel, wirklich nicht. Denk doch mal nach! Dein Dad ist Polizist – Detective! Dreh um!

Doch sie hörte nicht auf die innere Stimme. Stattdessen schlüpfte sie durch ein Loch im Zaun, wobei sich ihr Rucksack an einem Stück Draht verding. Er riss mit einem unangenehmen Ratschen auf, als sie gewaltsam daran ruckte, um sich nicht von ihrer Freundin abhängen zu lassen. Ihrer angeblich besten Freundin, doch inzwischen war

sich Rachel da nicht mehr so sicher. Die zierliche, lebhaftere Lila schien sich nämlich weit mehr für Rachels zwei Jahre älteren Bruder Luke zu interessieren als für sie.

»Beeil dich!«, rief Lila, die inzwischen gut zwanzig Meter Vorsprung hatte, über die Schulter. Ihr blondes Haar reflektierte das schwache Licht der Laterne, als sie sich aufrichtete und über die Brücke rannte – eine schmale, baufällige Fahrbahn, die genau wie die Fabrik auf Stützpfählen im Wasser stand.

Rachel folgte ihr eilig.

So wie sie es immer getan hatte. Es war stets Lila, die mit irgendwelchen Plänen daherkam, und Rachel machte mit.

»Ich hab keine Ahnung, warum du dich immer wieder von ihr breitschlagen lässt«, hatte Luke vor rund sechs Monaten zu ihr gesagt, als sie auf dem Heimweg von der Schule waren, Luke am Steuer, Rachel auf dem Beifahrersitz. »Du benimmst dich wie ein Schoßhund, nein, wie ein Welpe, der seinem Frauchen auf Schritt und Tritt folgt.«

»Das stimmt nicht«, hatte sie widersprochen und beleidigt aus dem Fenster in den grauen, regnerischen Himmel geblickt. Seine Worte versetzten ihr einen Stich, denn in Wahrheit hatte er nicht unrecht. Um genau zu sein, traf er sogar absolut ins Schwarze, obwohl sie es hasste, das zuzugeben.

Inzwischen hatte sich das Blatt allerdings gewendet, und Lila war bei ihrem Bruder absolut angesagt. Was noch schlimmer war.

»Jetzt beeil dich, Rachel!«, drängte Lila. »Wir kommen zu spät!«

»Ja, zu unserer eigenen Beerdigung.«

»Ach, halt die Klappe!«, winkte Lila ungeduldig ab und rannte weiter. Laut Rachels Mutter zählte Lila zu den Mädchen, die vom rechten Weg abgekommen waren und ihre Freunde schneller wechselten als die meisten Leute ihre

Handtücher. »Sie ist weitaus schlauer und sehr viel hübscher, als es ihr guttut. Jeder weiß, dass eine solche Kombination nichts als Ärger bringt«, hatte Melinda Gaston ihre Kinder mehr als einmal gewarnt. »Lila gehört zu den Menschen, die genau wissen, was sie wollen, und die über Leichen gehen, um es auch zu bekommen.«

Ihre Mutter hatte recht, erkannte Rachel jetzt. Absolut recht.

»Komm endlich!«

Rachel beschleunigte ihre Schritte, wobei sie sich an den Reflektorstreifen an der Rückseite von Lilas Sportschuhen orientierte. Nachlaufen. Immer nur nachlaufen. Das war wirklich ein Problem. Sie würde daran arbeiten müssen, aber nicht heute Nacht.

Der brackige Geruch des Flusses stieg Rachel in die Nase, als sie zusammen mit ihrer Freundin auf das größte der Fabrikgebäude zuhielt, eine riesige Halle, die irgendwie an eine Scheune erinnerte, erbaut auf einer mittlerweile faulenden Pfahlkonstruktion. Duster und bedrohlich erhob sich die Halle über dem Wasser, obwohl sie eigentlich schon vor Jahren hätte abgerissen werden sollen.

»Na super«, knurrte Lila genervt. »Die anderen sind längst drin.«

»Woher weißt du das?«, flüsterte Rachel, als fürchte sie, jemand könne sie hören. Sie schaute sich auf der leeren, schlaglochübersäten Freifläche zwischen der großen Halle und einem der Nebengebäude um, doch es war niemand zu sehen. Die Außenbeleuchtung an der Hallenwand warf ein trübes, bläuliches Licht auf den Beton. Vor Anspannung stellten sich die Härchen in Rachels Nacken auf.

»Ich weiß es halt, okay?« Lila verstummte und legte den Finger auf die Lippen. »Pst ... Hörst du das?«

Gedämpfte Geräusche drangen durch die alten Holzwände. Stimmen, eilige Schritte, gefolgt von einem stakka-

tohaften *Plopp! Plopp! Plopp! Klack! Klack! Klack!* Nicht wie echte Schüsse. Einfach ein lautes Ploppen oder Klackern.

Softair-Waffen.

Sichere Waffen.

Keine tödliche Munition, aber weh tat es trotzdem, wenn man getroffen wurde, und verletzt werden konnte man auch, wenn es dumm lief.

Das Ploppen und Klackern machte sie nervös.

Die schnelle Schussfolge einer Automatik.

Mit wild pochendem Herzen sah Rachel, wie Lila ihren Rucksack öffnete und eine Pistole herauszog, die im Licht der Außenlampe kurz aufblitzte.

Rachel schluckte angestrengt. Obwohl sie wusste, dass aus Lilas Waffe nur Kunststoffkugeln kamen, keine richtigen, sah sie doch täuschend echt aus. Genau wie ihre eigene Pistole.

»Ich weiß nicht ...«

»Wie bitte? Du willst doch jetzt wohl keinen Rückzieher machen?«, fragte Lila missbilligend. »Erst redest du ständig davon, dass du mal über den eigenen Tellerrand hinausblicken und etwas Verrücktes tun willst, und dann kriegst du Schiss? Wolltest du Mommy und Daddy nicht mal so richtig schockieren?«

»Schon, aber ...«

»Klar. Wer's glaubt.« Lila schnaubte. »Mach, was du willst. Das tust du ja sowieso. Aber ich muss mit Luke reden. Unbedingt.«

»Hier?«

»Ist doch egal, wo.«

Bang! Bang! Bang! Bang! Bang!

»Was zum Teufel ist das denn? Etwa eine echte Waffe?«, flüsterte Rachel erschrocken.

»Nee, glaub ich nicht.«

»Was dann?«

»Scheiße. Das könnte Moretti sein. Nate hat gesagt, Max und er würden Böller mitbringen, um das Spiel ein bisschen realistischer wirken zu lassen. Als wäre es nicht so schon beängstigend genug.«

»Wie bitte?«

»Verrückt, nicht wahr?« Lila schien völlig unbeeindruckt. »Nate ist so ein Schwachkopf! Kein Wunder, dass er zweimal sitzen geblieben ist. Der Typ weiß nie, wann es genug ist. Er hat sogar einen von diesen Aufsätzen, die den Schuss lauter klingen lassen und Mündungsfeuer vortäuschen.«

Das wurde ja von Minute zu Minute schlimmer! Rachel kannte Nate. Den Sohn eines Arztes und Lukes bester Freund, obwohl die beiden auf der Highschool in verschiedenen Klassen gewesen waren. »Mensch, Lila, ich finde, wir sollten das Ganze abblasen ...«

»Geht nicht. Ich muss mich mit Luke treffen.« Noch bevor Rachel weitere Argumente anbringen konnte, schlüpfte Lila durchs Tor, das einen Spaltbreit offen stand, in die Halle. Rachel folgte ihr, ein ungutes Gefühl im Magen.

Von innen wirkte die gewaltige Fischfabrik noch unheimlicher. Vielleicht spielte ihr auch nur die eigene Fantasie einen Streich, doch Rachel meinte, noch immer die Fischgedärme und -schuppen zu riechen, die hier entfernt und über offene Rutschen in den Fluss befördert worden waren, wo sich Seehunde, Seelöwen, Möwen und andere Nutznießer auf die blutigen Überreste gestürzt hatten.

Das bildest du dir nur ein. Die Fabrik ist schon seit Jahren nicht mehr in Betrieb.

Doch das beruhigte ihre aufgewühlten Nerven nicht.

Gleich hinter dem Tor blieb Rachel stehen und versuchte, sich zu orientieren. Niemand, nicht einmal Lila, wusste, dass sie zuvor schon einmal hier gewesen war, kurz vor Sonnenuntergang. Sie hatte sich in der alten Fabrik

umgesehen, hatte sich die Örtlichkeiten eingepägt, um sich zumindest einen kleinen Vorteil für später zu verschaffen. Mit zusammengekniffenen Augen spähte Rachel in die Dunkelheit. Sie hatte versucht, in Gedanken eine Art Gebäudeplan zu erstellen – potenzielle Gefahrenstellen, heimtückische Löcher im Fußboden oder Hindernisse wie verrostete Fässer, Leitern und Flaschenzüge inklusive. Obwohl sie die anderen nicht sehen konnte, hörte sie sie, weil sie miteinander flüsterten oder über die alten Dielen und Betonplatten hin und her huschten. Jemand kletterte eilig eine Metallleiter hinauf, ein anderer rannte über eine schmale Laufplanke über ihrem Kopf. Ihr Herz klopfte jetzt so laut, dass sie sich Mühe geben musste, all diese Geräusche wahrzunehmen.

Das hier waren ihre Freunde, rief sie sich in Erinnerung, Kids, mit denen sie zur Schule ging, wenn sie auch in unterschiedlichen Jahrgangsstufen waren. Es gab nichts, weswegen sie sich Sorgen machen musste ... Rachel stieß sich von der Tür ab und wagte sich weiter in die Halle vor. Ihre Augen gewöhnten sich nur langsam an die Dunkelheit.

Plopp! Plopp! Plopp, plopp, plopp!

Hinter ihr wurde eine Softair-Waffe abgefeuert, Kunststoffkugeln sausten zischend durch die Luft.

Sie zuckte zusammen und wirbelte so schnell herum, dass ihr die Haare ins Gesicht flogen, als sie ihre Pistole auf – ja, worauf eigentlich? – richtete. Verflucht! Nun meinte sie, einen Schatten zu erkennen, der sich auf das leicht geöffnete Tor zubewegte. Sie zielte. Vor lauter Aufregung bekam sie kaum Luft. Sollte sie wirklich abdrücken? Ihr Finger verharrte über dem Abzug. Ein Schweißtropfen lief ihr übers Gesicht.

Könnte sie das wirklich tun? Mit einer Pistole auf einen anderen Menschen schießen? Trotz der unzähligen Warnungen und Mahnungen ihrer Eltern? Der Schweiß brach

ihr aus allen Poren, ihre Kehle wurde staubtrocken. Das war doch Wahnsinn! Völlig irre!

Rachel ließ die Pistole sinken. »Lila, ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ...«, fing sie mit kaum hörbarer Stimme an, doch Lila war verschwunden. Natürlich. Rannte wieder einmal Luke hinterher

Sie drückte sich mit dem Rücken an einen Stapel Holzpaletten und versuchte krampfhaft, sich an die Haupttreppe und den Verlauf der Gänge über ihrem Kopf zu erinnern. Über den verbliebenen Fließbändern wölbte sich die Decke wie bei einer Kathedrale. Unter den Fließbändern waren die großen Löcher für die Rutschen zu sehen. Die Abdeckplatten aus Metall fehlten, das Wasser darunter glitzerte im blassen Mondlicht.

Rachel duckte sich, als eine weitere Schussalve ganz in ihrer Nähe losging, dann stürmte sie unter die offene Treppe und spähte zwischen den Metallstufen hindurch.

Bamm! Bamm! Bamm! Irgendwer rannte in vollem Lauf nach oben.

Rachel zog sich eilig zurück, wobei sie stolperte und sich den Kopf an einem Stück herabhängendem Geländer stieß. »Verdammt«, flüsterte sie, als sie mehrere Leute in ihrer Nähe rennen hörte, lachend, rufend. Weitere Schüsse fielen. Ihr Herz hämmerte, ihr Kopf pochte, dort, wo sie sich gestoßen hatte, und obwohl sie sich wie ein Mantra vorsagte, dass ihr nichts passieren würde, dass sie sich keine Sorgen machen musste, wurde sie einfach nicht ruhiger. Bestimmt würden ihre Eltern herausfinden, dass sie und Lila gelogen hatten. Rachel hatte behauptet, sie würde bei Lila übernachten, und umgekehrt. Lilas Mutter würde ja vielleicht noch mitspielen, aber Rachels Eltern auf keinen Fall. Trotz der bevorstehenden Scheidung würden sie sich zusammentun, um ihrer Tochter wegen ihres Ungehorsams und der Lügen die Leviten zu lesen.

Wenn sie dann auch noch herausfänden, dass sie unbefugt in eine stillgelegte Fabrikhalle eingedrungen war, um mit anderen Kids herumzuballern ... Nein, so weit durfte es nicht kommen.

Popp! Popp! Popp!

»Au! Verdammt noch mal!«, rief eine männliche Stimme verärgert. »Scheiße! Nicht ins Gesicht! Du bist tot, Hollander!« Nate Moretti. Stinksauer.

Weitere Schüsse. Lauter. Oder Böller? Mehrere Kids rannten an ihr vorbei. Hinter sich hörte sie eilige Schritte. »Raus hier!«, schrie jemand.

»Reva? Wo bist du?« Ein Mädchen ... Mein Gott, wahrscheinlich Violet. »Reva! Mercedes!« Das Mädchen klang panisch.

»Vi?«, flüsterte Rachel. »Bist du das?« Die Pistole in ihrer Hand zitterte.

Jemand polterte die Treppen hinauf.

Schüsse ... mit Mündungsfeuer.

Hier stimmte etwas nicht. Ganz und gar nicht.

»Rachell!« Violets Stimme. Diesmal näher. *Knack!* »Oh! Mist! Auuu! Verflucht!«

»Was ist?«

»Ich bin irgendwo gegen gerannt. Mein Gott, tut das weh! Mein Schienbein! Verdammt, ich glaube, ich blute.« Ihre Stimme zitterte. »Es ist so scheißdunkel hier drinnen«, jammerte sie mit tränenerstickter Stimme.

Plötzlich war sie neben Rachel und versteckte sich mit ihr unter der Treppe.

»Ich kann nichts sehen.« Sie schniefte. »Ich hätte meine Brille aufsetzen sollen.«

»Du hast deine Brille nicht auf?«, fragte Rachel ungläubig und starrte angestrengt in die Dunkelheit. Das ergab keinen Sinn. Nicht nur, dass Violet ohne ihre Brille blind wie ein Maulwurf war – die meisten Kids trugen Schutz-

brillen, um ihre Augen vor den umherfliegenden Geschossen zu schützen.

»Nein. Ich wollte nicht, dass sie zerkratzt wird.«

Das war vermutlich gelogen. Violet schämte sich wegen ihrer Brille, aber es war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, um sie darauf anzusprechen.

Blamm! Definitiv *keine* Softair-Waffe.

»Lass uns abhauen«, sagte Rachel und setzte sich in Bewegung, ohne Violets Antwort abzuwarten. Sie hatte nicht vor zu bleiben, bis Lila zurückkam, und dadurch zu riskieren, dass sie verletzt wurde. Geräuschlos schlich sie unter der Treppe hervor und rannte zum Tor. Wenn es sein musste, würde sie zu Fuß nach Hause gehen, allein, in der Dunkelheit. Ein weiterer Kugelhagel. Funken. Böller, die wie echte Schüsse klangen.

»Ich komme mit«, rief Violet leise. »Autsch, mein Bein! Mist! Au, au! Aufhören!«

Das war doch verrückt. Rachel machte kehrt und griff nach Violets Arm. »Nun mach schon«, drängte sie und zerrte ihre Klassenkameradin durch die Halle, aber plötzlich standen sie unter Beschuss. »Schneller!«, schrie sie und beschleunigte ihre Schritte. Violet schrie auf vor Schmerz, und auch Rachel spürte, wie eine der Softair-Kugeln ihre Schulter streifte und eine zweite ihre Wange traf. »Verdammt!«

Eine neuerliche Salve.

Rachel überlegte nicht lange, hob die Pistole und gab einen Schuss ab, wobei sie weiter aufs Tor zuhielt.

Blamm! Blamm! Blamm!

Das Krachen von Feuerwerkskörpern und Schüssen hallte durch die alte Fabrik.

»Aaah!«, stöhnte eine männliche Stimme. »Was zur Hölle soll das? O Gott – ich bin getroffen!«

Luke?

Rachel erstarrte. Etwas in seinem Ton sagte ihr, dass er es ernst meinte.

Violet stieß einen schrillen, entsetzten Schrei aus.

Rachel zerrte das Tor auf. Der bläuliche Schein der Außenbeleuchtung fiel in die Halle. Sie wandte sich um und sah ihren Bruder zusammengekrümmt in der Nähe der Treppe stehen. Sein Gesicht war aschfahl. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf einen Blutfleck, der sich ganz oben auf der Vorderseite seines Shirts ausbreitete.

Seine Knie gaben nach.

Er sackte zu Boden. Violets Schreie gellten durch die alte Fischfabrik.

Rachel ließ die Pistole fallen.

Kapitel eins

*Edgewater,
Oregon Jetzt*

»Warum nicht?« Violet Sperry schenkte sich noch ein Glas Wein ein und ließ sich in die dicken Kissen auf ihrem Bett zurückfallen. Sie richtete die Frage an ihren kleinen Hund Honey, einen Cavalier King Charles Spaniel mit seidigem Fell, der ihr aus seinem Hundebettchen dabei zusah, wie sie die Flasche leerte. Als könnte der Hund sie verstehen. Aber alles war besser, als immer nur mit sich selbst zu reden. Zumindest ihrer Meinung nach. Oder war es verrückt, sich mit Honey zu unterhalten? Sie hatte das Fenster einen Spaltbreit offen gelassen, sodass nun eine milde Frühlingsbrise die Vorhänge bauschte und den Duft nach Geißblatt ins Schlafzimmer wehte, der sich mit dem schweren Aroma des Merlots vermischte.

Sie schwenkte das Glas und betrachtete lächelnd die kreisende dunkelrote Flüssigkeit, dann nahm sie einen weiteren Schluck von dem ach so entspannenden, süffigen Wein. Das war ihr letztes Glas, ganz bestimmt. Nein, sie würde nicht nach unten gehen und einen weiteren Merlot öffnen. Auf keinen Fall. Sie stellte die leere Flasche auf ihrem Nachttisch hinter der Lampe ab. Sie würde sie später entsorgen, das »Beweisstück« vernichten, morgen, bevor Leonard nach Hause zurückkehrte.

Leonard.

Ihr Ehemann seit über fünfzehn Jahren.

Einst ein schlanker, durchtrainierter Sportler mit einem fröhlichen Lächeln und vollem braunem Haar, war Leonard für sie ein Mann mit Zukunft gewesen, ein Mann, der es

mit der ganzen Welt aufnehmen würde. Er hatte sie schier umgehauen, und er hatte ihr über das Trauma hinweggeholfen, das sie in der Nacht von Luke Hollanders Tod davongetragen hatte. Sie war da gewesen, vor zwanzig Jahren. Hatte ihn sterben sehen. Gott, war das schrecklich gewesen! Sie hätte niemals in die verdammte Fischfabrik gehen sollen. An jenem Abend hatte sie sich aus dem Haus geschlichen, nur um bei Luke Hollander zu punkten. Hatte sie wirklich vorgehabt, ihm zu beichten, dass sie sich in ihn verliebt hatte? Er hätte sie ja doch nur ausgelacht, außerdem war sie längst nicht die Einzige, die für Rachel Gastons Bruder – Halbbruder – schwärmte.

Schnee von gestern.

Gott sei Dank war das alles schon lange, lange her.

Und in der Zwischenzeit war sie Leonard begegnet, dem Mann mit den vielen Träumen.

Von denen kein einziger in Erfüllung gegangen war.

Ja, sie waren nach Seattle gezogen, wo er sich unter die Künstler hatte mischen wollen und sich sogar in eine Kunstgalerie eingekauft hatte. Doch dieses Luftschloss hatte sich kurze Zeit später tatsächlich in Luft aufgelöst – sie schmunzelte über das Wortspiel –, genau wie ihr Bestreben, als Sängerin groß herauszukommen. Zu mehr als ein paar Auftritten in schäbigen Kneipen hatte es nicht gereicht.

Es hatte einfach nicht sein sollen. Bei keinem von beiden.

Nach ein paar Jahren war Leonard endlich bereit gewesen – nein, er *brannte* förmlich darauf –, sich von seinen Träumen zu verabschieden, und sie waren nach Edgewater zurückgekehrt, in die Kleinstadt, in der sie aufgewachsen waren. Er hatte einen Job im Einrichtungshaus seines Vaters angenommen, und vorübergehend hatte es geheißt, er würde zunächst als Partner mit einsteigen und später »Sper-

rys Exklusivmöbel« übernehmen, doch auch aus diesem Plan war bislang nichts geworden. Sein Vater kam nach wie vor jeden Tag ins Einrichtungshaus und sah Leonard über die Schulter, der sein Bestes gab, um Beistelltische, Lampen und Freischwinger an die Loser zu verkaufen, die hier immer noch lebten.

Violet nahm einen weiteren Schluck Wein, um ihre zunehmende Unzufriedenheit hinunterzuspülen, und kuschelte sich in die Kissen, »die besten, die man für Geld bekommt«, genau wie die atmungsaktive Matratze, fest, aber nicht zu fest, dazu ein Lattenrost mit elektrisch verstellbarem Kopf- und Fußteil.

Einer der Vorteile, wenn man mit Leonard Sperry, Möbelverkäufer der Luxusklasse, zusammen war.

Schwachsinn.

Sie warf einen Blick auf ihr Handy. Lila hatte ihr eine Textnachricht geschickt. Mit zusammengekniffenen Augen las sie sie noch einmal: **Nicht vergessen! Vorbereitung Jahrgangsstufentreffen. Bei mir. Morgen um 19.30 Uhr.**

Als ob sie da hingehen würde.

Auf keinen Fall würde sie an dem dämlichen Jahrgangsstufentreffen teilnehmen, geschweige denn bei der Organisation mitmachen. Zwanzig Jahre nach dem Abschluss! *Pah!* Sie nahm einen großen Schluck Wein, dann löschte sie die Nachricht. Sie hatte Lila damals nicht gemocht, als sie noch Klassenkameradinnen gewesen waren, und sie würde sie auch jetzt nicht mögen. Jetzt wahrscheinlich sogar noch weniger, da Lila die soziale Leiter in Edgewater emporgeklettert und ein tragendes Mitglied der Gesellschaft geworden war. Als hätte sie etwas Entscheidendes geleistet für diese lächerliche Kleinstadt-Society, indem sie einen sehr viel älteren Rechtsanwalt heiratete und sich in der Organisation nerviger Wohltätigkeitsveranstaltungen übte. Ihr Ehemann war sogar *steinalt* und noch dazu der

Vater eines ehemaligen Mitschülers, der ein paar Klassen über ihnen gewesen war. »Wie krank ist das denn?«, murmelte Violet in ihr Glas.

Und jetzt wollte Lila, dass sie bei der Organisation des Jahrgangsstufentreffens mitwirkte. Doch nicht nur Lila ging ihr gehörig auf den Geist. Diese dämliche Mercedes Jennings ... nein, sie hatte jetzt einen anderen Nachnamen ... Mercedes *Pope*, seit sie Tom Pope geheiratet hatte. Egal. Diese dämliche Mercedes Pope war Reporterin und wollte sie zu Luke Hollanders Tod befragen.

Nach zwanzig Jahren. Für irgendeine Retro-Story in der Lokalpresse.

Aber da würde Violet nicht mitmachen.

Auf gar keinen Fall.

Die Highschool mit all ihren Dramen, Tränen und Tragödien gehörte Gott sei Dank der Vergangenheit an. Sie war jetzt mit Leonard verheiratet und hatte drei entzückende Fellbabys ... Sie blickte aus dem Fenster in die dunkle Nacht. Herrje, wann hatte sich ihr Leben eigentlich in einen solchen Schlamassel verwandelt?

Honey tappte durchs Schlafzimmer und blieb winselnd neben ihrer Bettseite stehen.

»Ach du«, sagte Violet und spürte, wie sich ihre Stimmung beim Anblick des schwanzwedelnden Hündchens schlagartig hob. »Kannst du nicht schlafen? Na los, spring rauf.« Sie klopfte auf die Bettdecke, und Honey zögerte nicht. Eilig gesellte sie sich zu ihrem Frauchen, als fürchte sie, dass Violet ihre Meinung ändern könnte. Was unwahrscheinlich war. Leonard war derjenige, der die Grenze zog, wenn es um Haustiere im Bett ging. »Da bist du ja.« Sie streichelte das kupferfarbene Fell des kleinen Spaniels.

Honey kuschelte sich zu ihr in die dicken Kissen und drückte sich an sie, während Violet durch die Kanäle zappte und schließlich bei einer Late-Night-Show hängen blieb.

Auch wenn sie es nur ungern zugab – sie schlief nicht gut, wenn Leonard nicht in der Stadt war. Es war wirklich albern, aber sie fühlte sich einfach sicherer, wenn er neben ihr schnarchte. Ja, er hatte mittlerweile rund fünfzehn Kilo Übergewicht, und sein ehemals volles Haar war so dünn, dass er das, was davon noch übrig war, extrem kurz geschnitten hatte, aber immerhin hielt er es mit ihr und ihrer leicht aus dem Ruder gelaufenen – nein, *arg* aus dem Ruder gelaufenen – Vorliebe für Wein aus. Als sie ihm gesagt hatte, dass sie keine große Lust darauf habe, Kinder zu bekommen, war er einverstanden gewesen.

Stattdessen hatten sie nun ihre Hunde. Ihre Babys. Drei reinrassige Cavalier King Charles Spaniels. Honey und die beiden anderen, Che und Trix, die zusammengerollt in ihren aufeinander abgestimmten Bettchen neben dem Kleiderschrank in der Ecke schliefen. Violet beugte sich zur Seite, um ihr Glas auf dem Nachttisch abzustellen, aber es rutschte ihr aus der Hand. Der Wein schwappte über und ergoss sich aufs Bett und in die halb geöffnete Nachttischschublade.

»O nein!« Beinahe wäre sie ausgeflippt, doch dann beruhigte sie sich und beschloss, sich am Morgen um die Sauerei zu kümmern. Es waren ja ohnehin nur ein paar Flecken auf der Decke, sie würde einfach das Bett neu beziehen. Die Schublade ließe sich auch schnell auswischen. Leonard würde gar nichts davon mitbekommen.

Sie fühlte sich leicht beschwipst, aber das machte nichts, denn auch davon würde ihr Mann nichts merken. Entspannt nahm sie ihre Brille ab, legte sie auf den Nachttisch und schloss die Augen. Sie bekam kaum noch mit, wie der Moderator der Late-Night-Show den ersten Gast interviewte – eine Schauspielerin, deren neuer Film gerade in den Kinos anlief ...

Honey richtete sich auf, ein leises Knurren drang aus ihrer Kehle.

»Schscht«, flüsterte Violet, die gerade erst eingedöst war, benommen.

Ein kurzes, scharfes Bellen.

Violet öffnete mühevoll ein Auge und blickte hinüber zu den Hundebettchen der beiden anderen Spaniels. Ohne Brille musste sie die Augen zusammenkneifen, um überhaupt etwas sehen zu können. Das Männchen mit dem seidig glänzenden schwarz-braunen Fell hatte den Kopf gehoben und blickte zur Tür. »Aus, Che!« Herrgott, was hatte er nur? Doch auch Trix, die für gewöhnlich so schüchterne Dreifarbige, knurrte und hatte die Augen fest auf die Schlafzimmertür geheftet.

Für eine Sekunde stieg Sorge in Violet auf, dass Leonard früher als geplant nach Hause gekommen sein könnte. Mist! Wie sollte sie so schnell das Glas und die Flasche verstecken, geschweige denn die Flecken beseitigen?

Eilig griff sie nach ihrer Brille. Augenblick mal. Wenn Leonard nach Hause gekommen wäre, würden die Hunde doch nicht knurren, sondern begeistert jaulen und bellen ... Außerdem hatte sie gar nicht das Rumpeln des hochfahrenden Garagentors gehört.

Sie warf einen Blick auf den Wecker. Die Leuchtziffern zeigten 0.47 Uhr an.

Nein, ihr Ehemann würde niemals so spät zurückkehren, ohne sie zuvor anzurufen. Sie nahm ihr Handy vom Nachttisch und scrollte durch die Anrufe und Nachrichten. Nichts von Leonard.

Klunk.

Violet erstarrte.

Was war das für ein Geräusch, und woher kam es?

Aus dem Flur?

Aber die Hunde waren doch alle drei hier bei ihr!

Sie schluckte und stellte den Fernseher stumm. Der Moderator und sein Gast lachten aus vollem Halse, wenn auch komplett lautlos.

Violet spitzte die Ohren, doch sie hörte nichts.

Nur das Hämmern ihres eigenen Herzens.

Instinktiv spürte sie jedoch, dass etwas nicht stimmte.

Jetzt verlier bloß nicht die Nerven.

Alles blieb still, aber Honey neben ihr entspannte sich nicht. Ihre großen braunen Augen waren weiterhin auf die Tür geheftet, genau wie die der beiden anderen Spaniels.

Herrgott, diese verflixten Hunde trieben sie noch in den Wahnsinn!

Che knurrte.

Trix fletschte die Zähne.

Das war nicht gut. Gar nicht gut.

Aber vielleicht war ja gar nichts.

Nervös stand Violet auf und schloss das Fenster, dann versuchte sie, sich zu erinnern, ob sie unten alles abgeschlossen hatte. Ja, sie hatte sogar sämtliche Türen und Fenster überprüft. Hier konnte niemand rein ... es sei denn, er quetschte sich durch die Hundeklappe in der Küchentür oder ... *O verdammt!* Das Garagentor! Normalerweise war es zu, aber Leonard vergaß manchmal, es hinterzulassen, wenn er aus der Garage setzte, und die Tür zwischen Haus und Garage war in der Regel unverschlossen.

Ihr Puls schnellte in die Höhe, doch sie drängte die Panik zurück, die sich in ihr breitmachte.

Kein Grund auszuflippen.

Noch nicht.

Sie fuhr sich mit der Zunge über die plötzlich trockenen Lippen, dann zog sie die weinbefleckte Schublade weiter auf und holte ihre Pistole heraus, die sie vorsichtig entsicherte. Ihre Gedanken schweiften zu dem Moment, in dem sie zum ersten Mal eine Waffe in der Hand gehalten hatte. Zu jener Nacht vor zwei Jahrzehnten. Doch damals hatte es sich um eine Softair-Pistole gehandelt. Diese Waffe hier war echt,

eine Smith & Wesson Shield 9 mm, eine Halbautomatik, die echten Schaden anrichten konnte. Ihr Finger krümmte sich um den Abzug.

Ach du liebe Güte, was tat sie da bloß?

Sie schluckte und versuchte angestrengt, einen kühlen Kopf zu bewahren. Honey sprang aus dem Bett. »Bleib«, befahl sie leise, dann drehte sie sich zu den beiden anderen Hunden um, die ebenfalls aus ihren Betten gekommen waren, und zischte: »Bleibt!«

Es ist nichts. Die drei haben vermutlich nur die Nachbarn gehört ... oder vielleicht eine Maus ... irgendetwas, aber bestimmt keinen Einbrecher. Bitte, lieber Gott, mach, dass es kein Einbrecher ist!

Sie schlüpfte in ihre Pantoffeln und schlich zur Tür, wobei sie vor Aufregung über den Teppich stolperte und fast die verdammte Pistole hätte fallen lassen.

Reiß dich zusammen.

Che bellte erneut.

»Pst!«

Knarz.

Ein Knarren, gleich auf der anderen Seite der Tür.

Sie sollte die Polizei rufen.

Es war doch völlig egal, dass sie beschwipst – nein, betrunken – war und eine Schusswaffe in der Hand hielt, oder? Wäre es wirklich so schlimm, wenn sich herausstellte, dass sie sich alles nur eingebildet hatte?

Aber sie bildete sich nichts ein.

Die Hunde wussten ebenfalls, dass etwas nicht stimmte.

Angespannt starteten sie zur Tür.

Es ist nichts. Es ist nichts.

Die Pistole in der rechten Hand, streckte sie die linke aus, um vorsichtig den Knauf zu drehen und die Tür aufzuziehen. Mit angehaltenem Atem spähte sie in den Flur, den ein einzelnes Nachtlicht in einen dämmerigen Schimmer tauchte.

Sie schlüpfte aus dem Zimmer, schloss die Tür hinter sich und spähte mit zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit.

Nichts.

Keine huschenden Schatten, kein verräterisches Knarzen mehr.

Siehst du, du hast dir tatsächlich alles nur eingebildet.

Augenblick mal.

Die Tür zum zweiten Schlafzimmer, das sie als Gästezimmer benutzten und in dem Leonard manchmal schlief, wenn er wieder mal sehr spät nach Hause kam, stand einen Spaltbreit offen. Das war nicht so gewesen, als sie auf dem Weg ins Bett daran vorbeigekommen war.

Oder doch?

Ihre Nackenhärchen sträubten sich, als sie zur Tür huschte und sie langsam nach innen drückte. Die Angeln quietschten, Leonard musste sie dringend mal wieder ölen.

Violet machte einen Schritt ins Zimmer. Die Jalousien waren zur Hälfte hinabgelassen, das Licht von der Straßlaterne vorm Haus fiel auf das Gästebett. Violet streckte den Arm aus und tastete nach dem Lichtschalter.

Bamm!

Die Tür prallte gegen sie.

Schmerz explodierte in ihrem Gesicht.

Ihr Nasenknorpel knackte.

Die Brille fiel zu Boden.

Blut spritzte.

»Auuu!«, schrie sie und hob die Pistole.

Starke Finger umklammerten ihr Handgelenk und drehten es.

Ihr Arm wurde taub, ihr Ellbogen fühlte sich an, als würde er jeden Augenblick brechen.

Sie zwang sich, den Finger zu krümmen und abzudrücken. *Blamm!*

Mit einem ohrenbetäubenden Geräusch löste sich ein Schuss. Violet fuhr zusammen. Der Angreifer riss so fest an ihrem Arm, dass sie die Pistole fallen ließ. Vor Schmerz stieß sie einen spitzen Schrei aus und versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, aber der Irre zog sie unerbittlich aus dem Zimmer. Violets Füße rutschten aus den Pantoffeln. Die Hunde – ihre Babys – bellten wie verrückt und kratzten an der Schlafzimmertür.

Sie wurde nach hinten gezerrt, ihre Fersen schleiften über den Teppich, vor ihren Augen hing ein blutiger Schleier. »Nein!«, jammerte sie, als sie mit dem Rücken gegen das Treppengeländer krachte. Sie blinzelte, versuchte, etwas zu erkennen, doch im selben Augenblick wurde etwas über ihre Augen gezogen. Eine Binde? O mein Gott, würde dieser Unmensch sie verschleppen und wollte nicht, dass sie mitbekam, wohin er sie brachte oder wie er aussah?

Die Angst schnürte ihr den Magen zu. Dieser Wahnsinnige hatte vor, sie zu vergewaltigen oder zu verstümmeln, und anschließend würde er sie umbringen, so viel stand fest.

Sie wehrte sich. Trat um sich, zerkratzte ihm voller Panik das Gesicht, versuchte, sich die Augenbinde abzustreifen, aber diese bewegte sich keinen Zentimeter. Als hätte er sie an ihrer Haut festgeklebt.

O Gott.

Blind und voller Panik kämpfte sie gegen den Angreifer an – vergeblich. Sie war noch immer betrunken, ihre Bewegungen wenig treffsicher.

Jetzt hob er sie hoch.

Nein!

Mit rauer Stimme fragte er: »Na, wie fühlt es sich an, wenn man blind ist?«

Was?

Und dann flog sie durch die Luft. Eine Hand streifte die

Kette des Kronleuchters, die kleinen Kristalle klimperten. Sie wusste, dass sie binnen des Bruchteils einer Sekunde auf dem Marmorfußboden des Vorraums aufprallen würde.

Mit einem dumpfen Geräusch traf ihr Körper auf den exklusiven Stein.

Knochen brachen, ihr Schädel knackte. Mit einem zischenden Geräusch entwich sämtliche Luft aus ihren Lungen, ihre Zähne schlugen so fest aufeinander, dass sie abbrachen. Sie stieß ein leises Stöhnen aus und schmeckte das Blut, das sich in ihrem Mund sammelte.

O Gott.

Mit letzter Kraft versuchte sie, sich zu bewegen, doch es ging nicht.

Zum Glück senkte sich kurz darauf erlösende Schwärze auf sie herab.

Violet Sperry war tot.